3 Illustrirtes Sonntagsblatt 1885

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd.

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Zwei Erbinnen

Roman frei aus dem Italienischen von K. Labacher.

(Fortsetzung.)

7. Kapitel.

Eine Viertelstunde später betrat Moritz Vasseur mit sicherem Schritte und sorgloser Miene das Zimmer der Operettensängerin Varne, welche in Pariser Kreisen nur die schöne Oktavia genannt wurde. Und sie verdiente vollauf diesen schmeichelhaften Beinamen. Sie verband die köstlichen Reize einer wahrhaft nach den klassischen Schönheitslinien geformten Gestalt mit einem Gesichte, dessen ausdrucksvolle Züge, feurig tiefe Augen und verführerische Purpurlippen geeignet waren, auch den Ruhigsten und Gemäßigtesten auf einen Schlag um seinen Frieden zu bringen. Ein weißes Morgenkleid, ganz aus feinen Spitzen gearbeitet, ließ ihren noch scheeigeren Teint vorteilhaft hervortreten und ihre rabenschwarzen Haare wallten ungefesselt über das Ruhebett, auf welchem sie saß, fast bis zu dem Teppich des Fußbodens hinab.

Als Moritz die Schwelle des elegant ausgestatteten Gemaches überschritt, schoß ihm ein zorniger Blitz aus Oktavia's Augen entgegen und mit einer Stimme, in welcher ein ganzes, noch zurückgehaltenes Ungewitter grollte, sagte sie nur die wenigen Worte: „So, Du bist's endlich!"

Er that, als ob er gar nichts von Oktavia's unverhehlter Ungnade bemerkt hätte. Er rollte sich einen niedrigen Fauteuil neben die Sängerin hin und versuchte unter dem Gruße: „Guten Morgen, teure Oktavia!" einen Kuß auf ihre Wangen zu drücken. — Darauf hin aber stieß ihn das junge Mädchen sehr unsanft zurück und überschwemmte ihn mit einer ganzen Flut plötzlich hervorbrechender Vorwürfe.

„Du bist wirklich unverschämt, Moritz, Du willst mich küssen nach dem, was Du mir gestern angethan hast? Du versprichst mir, mich in meiner Loge zu besuchen, Du versprichst, mit mir und meinen Freunden und Freundinnen nach der Vorstellung zu soupieren. Und wer sich nicht in der Loge einfindet, das ist Moritz, und wer nicht zum Souper kommt, ist wieder Moritz. Und ich mußte die lächerliche Rolle einer Dame ohne Kavalier spielen, weil ich gerade Dich zu meiner Begleitung ausersehen hatte. O, es ist wahrlich ein hohes Vergnügen und ein hoher Ruhm, Deine Geliebte zu sein, die Geliebte eines armen Zeitungsschreibers, der mich noch dazu durch seine Vernachlässigung beleidigt und kompromittiert."

Das Gesicht des jungen Mannes hatte einen finstern und zugleich traurigen Ausdruck angenommen. Er blickte dem schönen Mädchen tief und durchdringend in die Augen.

„So, Du machst mir Vorwürfe, weil ich sie Dir ersparte," sagte er mit leise vibrierender Stimme. „Ich wollte Dir meine gerechte Entrüstung über Deine Treulosigkeit nicht aussprechen, weil Dein Anblick mich leider wieder zum Verzeihen zu sehr geneigt machte."



Aus der Via Mala. (Mit Text.)

„Meine Treulosigkeit?" stammelte Oktavia, etwas außer Fassung gebracht. „Ich begreife Dich nicht, Moritz!"

„Du wirst mich sogleich verstehen, wenn ich Dir sage, daß ich gestern während der ganzen Vorstellung im Theater anwesend war und Dich von einer Parterreloge aus beobachtete, Dich und einen gewissen blonden Herrn, der Dir vom Parkett aus sehr vielsagende Blicke zuwarf. Ich konnte Euer Mienenspiel schließlich nicht mehr ansehen. Wütend und mit dem Vorsatze, Dich nimmer wieder zu sehen, rannte ich nach Hause. Heute morgen aber siegte von neuem meine alte, fluchenswerte Schwäche für Dich — und ich ging doch wieder zu Dir her. Und nun machst noch Du mir Vorwürfe, o, das ist wahrhaftig recht lustig und Deiner übrigen Handlungsweise würdig."

In Wahrheit war Moritz nicht länger als während des ersten Aktes einer Wiener Operette im Theater gewesen und hatte nichts weiter, als die bewundernden Blicke eines schönen, blonden Mannes, nach Oktaviens Loge hinauf, bemerkt. Aber die Sängerin mußte sich doch ein wenig schuldig fühlen, da sie ganz plötzlich von ihrem früheren zornigen Toben abstand und eine ganz friedliche, ja fast demütige Miene annahm. „Du warst also eifersüchtig, gestern Abends? Du hast eine schlaflose Nacht verbracht wegen mir? Armer Moritz. Wirst Du mir denn immer noch nicht glauben, daß ich nur Dich allein liebe, daß ich die Andern nur zum Besten halte? Der blonde junge Mann, der Dir so große Besorgnisse einflößte, ist ein Russe, der sich Graf Smoiloff nennt, im großen Hotel wohnt und überhaupt auf die allervornehmste Weise lebt. Er hat mir ein Kamelienboukett zugeworfen, als ich vorgestern die „schöne Helena" sang und in den Blumen versteckt, fand ich einen prachtvollen Brillantring. Konnte ich da anders, als seine freundlichen Blicke wenigstens durch ein gnädiges Lächeln erwidern?"

Moritz hatte seine Absicht erreicht. Auskunft über den blonden jungen Mann zu erhalten, dessen Namen und Verhältnisse ihm aus wichtigen Gründen das lebhafteste Interesse einflößten. Er verbarg seine Befriedigung indessen unter einem unmutigen Stirnrunzeln.

„Hast Du mit dem russischen Grafen schon gesprochen?" fragte er.

„Nein, bis jetzt nicht!" kam es etwas kleinlaut über Oktavia's Lippen. „Aber heute Abend soll ich ihm vorgestellt werden, bei dem Souper, welches der Graf von Arsenilles ihm zu Ehren veranstaltet. Er wünscht so dringend meine Bekanntschaft zu machen —"

„Ich verstehe!" murmelte Moritz mit einem Blicke, dem er trefflich einen wilden und drohenden Charakter zu verleihen wußte. „Doch auch ich bin zu jenem Souper von dem Grafen Arsenilles eingeladen. Und ich werde Dich überwachen!"

„O, jetzt mußt Du Vernunft annehmen!" rief Oktavia, plötzlich wieder in ihren gewöhnlichen, eigensinnigen, herrschgewohnten Ton zurückfallend. „Ich habe Dir erlaubt, auf meine

Liebe eifersüchtig zu sein, nicht aber auf meine Beziehungen zu der Außenwelt. Dieser Russe bewundert mich, betet mich an und wird sterblich in mich verliebt sein, wenn ich nur erst vier Worte mit ihm gesprochen habe. Und die Russen heiraten auch, sobald sie lieben. O, es wäre die Erfüllung meiner schönsten Träume, eine Gräfin zu heißen, in einem großen Palaste zu wohnen und eine ganze Schar Diener durch einen Wink fliegen zu machen. Du darfst mir diese Hoffnung nicht zerstören, Moritz, Du darfst mich nicht hindern wollen, diesen reichen Russen ganz für mich zu gewinnen, da Du mir ja keine Existenz bieten kannst. Du sollst ja deshalb doch immer der gute Freund bleiben!"

„Du verlangst viel von mir, Oktavia, aber ich will Dir zeigen, daß mir Dein Glück höher steht, als mein eigenes!" erwiderte Moritz mit einem Aufschlagen seiner Augen, welches einen tiefen Schmerz heuchelte. „Wohlan, ich werde es zu ertragen suchen, wenn Dich der Russe heiratet."

„Und heute beim Souper wirst Du nicht durch Dein Benehmen verraten, in welchen Beziehungen wir zu einander stehen?" schmeichelte Oktavia. „Du wirst so thun, als ob wir nur ganz oberflächliche Bekannte wären?"

„Es sei, Oktavia, wenn Du mir versprichst, daß Dein Herz unter allen Verhältnissen mein eigen bleiben soll."

„Wie kannst Du nur fragen, Moritz. Meine Verbindung mit dem Russen wäre ja doch nur eine Vernunftheirat." Und Oktavia schlang ihren Arm um den Hals des jungen Mannes und drückte einen Kuß auf seine bleiche Stirne. Plötzlich aber ließ sie ihn wieder los und sah ihn mit einem scharfen, mißtrauischen Blicke an. „Warum trägst Du so ordinäre Manschettenknöpfe, Moritz? Was hast Du mit den hübschen, goldenen angefangen, die ich Dir erst vor acht Tagen zu Deinem Geburtstag schenkte, Du hast Dir damit sicher die Gnade irgend eines reizenden Mädchens erworben?"

Ein leichtes Zittern überlief die Gestalt des jungen Mannes und seine Wangen erblaßten. „Unwürdiger Verdacht!" stotterte er. „Wie kannst Du so etwas von mir denken, Oktavia?"

„Ich werde es nicht mehr denken, wenn Du mir sagst und beweist, was Du mit den Knöpfen angefangen hast!"

„Das kann ich, Gott sei Dank!" erwiderte Moritz, während er mit plötzlichem Entschlusse das eingewickelte kleine Hufeisen aus seiner Westentasche zog und in die Hand seiner Geliebten legte. „Zu meinem großen Bedauern muß ich den zweiten Knopf gestern abends in meiner Verstörung über Dein Benehmen in der Loge verloren oder vielleicht auch nur verlegt haben. Ich wollte Dir den Verlust nicht eingestehen und nahm den Knopf mit mir, um einen anderen, gleichen von einem Goldarbeiter anfertigen zu lassen."

„Das wäre ein vergeblicher Versuch gewesen!" sagte die Sängerin. „Die Knöpfe sind von italienischer Arbeit, welche man hier nicht nachzuahmen versteht. Uebrigens habe ich Dir heute schon zum zweitenmale Unrecht gethan und das verdient eine kleine Entschädigung. Sage mir, waren Dir die Knöpfe sehr teuer?"

„O ja, sehr teuer!"

„Weil ich sie Dir geschenkt hatte?"

„Ja, natürlich!"

„Nun wohl — Du bist sehr gut und freundlich!" sagte das junge Mädchen mit einem koketten Lächeln. „Und dafür werde ich Dir dieses kleine Hufeisen als Kravattennadel zurecht richten lassen und der Juwelier soll mir hier in der Mitte noch einen recht feurigen Brillanten anbringen."

„Was fällt Dir ein! das — das ist ja nicht mehr modern!" rief Moritz, zu Tode erschreckt von dem Gedanken, den Knopf in die Hände eines Goldarbeiters wandern zu sehen.

„Nicht mehr modern?" rief Oktavia. „Ei, mein Lieber, Du scheinst Dich sehr wenig um den allerneuesten Geschmack zu kümmern, sonst müßtest Du wissen, daß es gerade jetzt zur Eleganz gehört, eine hübsche Kravattennadel zu tragen. Keinen Widerspruch — ich will, daß Du eine solche Nadel trägst. Es soll nicht alles nach Deinem Kopfe gehen, hörst Du."

„Ich kann das aber auch selbst besorgen, ich will nicht, daß Du Auslagen für mich hast," sagte Moritz unruhig. „Gieb mir den Knopf, Oktavia!"

„Und jetzt erst recht nicht, weil Du mich für so arm hältst, daß ich für meinen Herzensfreund eine kleine Ausgabe scheuen müßte. Ich trage den Knopf zu meinem Juwelier und damit sind wir fertig, mein feines Herrchen." Oktavia ging an ihren Silberschrank und Moritz sah zu seinem größten Bedauern das kleine Hufeisen in ihrem Schmuckkästchen verschwinden. Er konnte nicht anders, als sich in das Unabänderliche zu fügen, wenn er bei Oktavia durch sein Beharren auf die Rückgabe des Knopfes nicht irgend einen unbestimmten Argwohn erregen wollte. Er erhob sich gleichfalls und griff nach seinem Hute.

„Du gehst — jetzt schon?" fragte Oktavia mißmutig.

„Ja, Geliebte, ich habe zu arbeiten für mein Journal, Du weißt ja, daß ich tüchtig schaffen muß, um anständig durch die Welt zu kommen. Also lebe wohl, auf Wiedersehen heute abend, bei dem Souper des Grafen von Arsenilles!"

Als Moritz die Wohnung der Sängerin verlassen hatte, lenkte er seine Schritte nach der Grammontstraße, nach dem Gasthof zu den Niederlanden, aus dem ihm das Geheimnis der fünf Sterne lockend entgegenblickte. Er empfand mehr Befriedigung als Mißvergnügen über die bevorstehende Anknüpfung einer intimen Beziehung zwischen dem russischen Grafen Smoiloff und der schönen Oktavia. Er gewann so mehr Zeit und Freiheit für seine ernsteren Zwecke. Und er kannte überhaupt nur ein einziges Gefühl und einen einzigen Wunsch, die Begierde nach den Millionen Armand Dharvilles.

8. Kapitel.

Der Mann mit dem Pelze, auf welchen der Anblick der Ermordeten in der Kurawieff'schen Familiengruft einen so tiefen Eindruck hervorgebracht hatte, war bis zu dem Eintreffen des Polizeidirektors und seiner Begleitung unter der Menge der Neugierigen gestanden. Dann erst, als die Leiche nach dem Leichenhause transportiert wurde, entfernte auch er sich mit gemächlichem Schritte aus dem Friedhofe. Er ging bis in die Oberkampfstraße, wo er einen der dort aufgestellten Fiaker bestieg.

„In die Berangerstraße!" rief er dem Kutscher zu. „Halten Sie an der Ecke des Boulevards Temple."

Der Wagen langte in weniger als einer Viertelstunde bei dem bezeichneten Punkte an. Der Fahrgast stieg aus, bezahlte den Kutscher und bog in die Berangerstraße ein. Er betrat das Haus Nummer 18; im dritten Stockwerk desselben zog er einen Schlüssel hervor und öffnete eine der beiden dort befindlichen Wohnungsthüren. Durch ein dunkles Vorzimmer gelangte er in einen kleinen, gut möblierten Salon und von da aus in ein Schlafgemach, dessen ganze Einrichtung aus einem sehr großen Bette, einem Tische und vier Stühlen bestand. Vorhänge aus rotem Wollendamast verhüllten sowohl die Fenster als auch das Bett, über welches sie vom Plafond aus in reichen Falten niederfielen. Der Unbekannte versperrte die Thüre des Schlafzimmers, schob das Bett ein wenig nach vorne zu und drängte sich zwischen die Wand und die Vorhänge ein. Dort tastete er im Dunkeln, bis er einen kleinen Knopf zwischen den Fingern hatte, der einem kräftigen Drucke wich und eine geheime Tapetenthüre aufspringen ließ. Er betrat ein zweites Appartement; er befand sich jetzt nicht mehr im Hause Nro. 18 der Berangerstraße, sondern in einem der großen Zinspaläste des Boulevards Temple, welcher mit der Berangerstraße eine gleiche Linie einhält. Und diese zweite Wohnung bot einen gar seltsamen Anblick dar, es schien das Magazin eines Maskenverleihers zu sein, denn an den Wänden hingen Anzüge der verschiedensten Nationalitäten und Stände, von der pompösen Tracht eines polnischen Edelmannes an bis zur Livree eines Bedienten, ja bis zu den schmutzigen Lumpen eines Straßenbettlers. Der Unbekannte wählte das Kleid eines französischen Landgeistlichen mit dazu gehöriger, ehrwürdig grauer Perücke. Und so bis zur vollständigsten Unkenntlichkeit umgewandelt, verließ er das Appartement durch jene Thüre, welche in das Haus Nummer 20 des Boulevards Temple führte. Er mietete von neuem einen Wagen und ließ sich bis an die Ecke der Grammontstraße führen. Dort stieg er aus und legte den Weg bis an den Gasthof „Zu den Niederlanden" zu Fuße zurück.

„Ich bitte Sie, mir das Zimmer Nummer 17 zu zeigen," sagte er zu einem Kellner, der am Thore lehnte.

„Auf jener Stiege dort, im zweiten Stocke links," erwiderte dieser und verbeugte sich ehrerbietig vor dem priesterlichen Kleide des Auskunftsuchenden. Der falsche Landpfarrer pochte gleich darauf an die Thüre Nummer 17; sie wurde nach einigem Zögern von einem etwa fünfzigjährigen Manne geöffnet, an welchem auf den ersten Blick schneeweiße, starkgelockte Haare auffielen. Er trat betroffen einen Schritt vor dem vermeintlichen Priester zurück. „Sie irren sich wohl in der Thüre, mein Herr!" murmelte er zwischen den Zähnen.

„Ich suche Herrn Julius Thermis!" erwiderte der falsche Geistliche mit einem schlauen Lächeln.

Beim Klange dieser Stimme stieß der Mann mit den weißen Haaren einen Ruf der Ueberraschung aus und streckte seinem Besucher beide Hände entgegen.

„Verdier, Du bist's!" Der mit dem Namen Verdier bezeichnete legte erschrocken seinen Finger an den Mund, trat in das Zimmer Nummer 17 und schloß dessen Thüre sorgfältig hinter sich zu. „Unvorsichtiger!" sagte er. „Mein Name darf hier in Paris eben so wenig ausgesprochen werden als der Deine, Peter Lartig!"

„Du hast recht — aber was willst Du — die Freude, Dich nach fünfjähriger Trennung wieder zu sehen, ließ mich auf alle Klugheit vergessen. Ich war so weit entfernt, an einen Besuch von Dir zu denken — es ist also etwas Außergewöhnliches vorgefallen?"

„Also weißt Du noch nichts?" fragte Verdier.

„Nichts!" sagte Lartig unruhig. „Komme in das andere Zimmer, dort können wir sprechen ohne die Möglichkeit gehört zu werden." Der falsche Priester that, was sein Freund von ihm verlangt hatte. Beide setzten sich in Lartig's Schlafzimmmer auf das dort befindliche Sofa.

„Bist Du gestern in den Friedhof gegangen?" fragte Verdier.

„Ja, gegen fünf Uhr Nachmittags, ich konnte aber nicht in das Mausoleum eintreten, da mein Schlüssel durchaus nicht öffnen wollte.

Ich nahm an, daß Du aus mir unbekannten Gründen das Schloß hast ändern lassen."

„Hast Du in der Nähe der Gruft nichts Ungewöhnliches bemerkt?"

„Nein, überdies fing es an sehr dunkel zu werden und ich mußte mich beeilen aus dem Friedhof zu kommen, ehe die Thore geschlossen wurden."

„Ist heute morgen kein Abgesandter aus London zu Dir gekommen?" fuhr Verdier nach kurzem Schweigen fort.

„Nein — aber Du spannst mich auf die Folter, was ist denn eigentlich vorgefallen? hat man vielleicht unsere Korrespondenz in der Gruft der Kurawieffs entdeckt?"

„Ja, leider — und mit der Korrespondenz möglicherweise das Geheimnis, welches Vermont betrifft und um dessen willen ich Dich hieher nach Paris berief."

„Ist die Polizei im Spiele? Haben die feinen Spürnasen bis in den Friedhof Witterung bekommen?" flüsterte Lartig.

„Nein, sei ohne Furcht! höre mich an. Ich hatte Jenny Stall gestern um drei Uhr Nachmittag in das Mausoleum geschickt; sie sollte dort einen Brief und 20,000 Franken für Dich hinterlegen. Jenny kehrte nicht wieder! Ich erwartete sie die ganze Nacht hindurch mit der peinlichsten Unruhe. Heute morgens machte ich mich auf den Weg nach dem Friedhofe, ich fürchtete, daß Jenny ein Unfall in der Gruft zugestoßen sein könnte. Im Friedhofe angekommen, sah ich wie mehrere Maurer, die gerade an ihre Arbeit gingen, vor dem Grabmal Kurawieff stille hielten und den Schnee zu ihren Füßen betrachteten. Einer davon lief gleich darauf fort und kehrte mit dem Verwalter und mehreren Aufsehern des Friedhofes wieder. Später kam auch die Polizei, die Gruft wurde geöffnet und es gelang mir, einen Blick in das Innere derselben zu werfen — Jenny lag tot, ermordet auf dem Steinboden, ihr aus der Kapelle herausgeflossenes Blut hatte den Arbeitern das begangene Verbrechen verraten. Ich blieb bei dem Grabe stehen, bis die Justizbeamten kamen, bis Jenny's Kleider durchsucht wurden. Ich hörte einen Polizeiagenten sagen, daß sich gar nichts darin vorfand als ein Taschentuch — und auch den Tabernackel hatte ich offen stehend und leer gesehen. Mein Brief und die zwanzigtausend Franken sind also verschwunden, Jenny ist beraubt worden, nachdem man sie getötet hatte."

„Und auch ich habe einen Brief in der Gruft hinterlegt, den Jenny gefunden haben muß!" rief Lartig, der sehr bleich geworden war. „Wer kann diesen Raub und diesen Mord begangen haben?"

„Ich dachte zuerst an ein gemeines Verbrechen aus Habsucht," erwiderte Verdier. „Je mehr ich aber überlege, um so unhaltbarer erscheint mir diese Annahme.

Jenny hatte nicht das Aussehen, als ob Schätze bei ihr zu suchen wären — Und dann — was ist aus dem Londoner Abgesandten geworden, der heute nachts um 1 Uhr hier in Paris eintraf —? Ich telegraphierte ihm Deine Adresse, falls Du ihn am Bahnhofe verfehlen solltest; er müßte längst hieher zu Dir gekommen sein. In meinem Brief, welchen man der armen Jenny mit dem Gelde zugleich raubte, meldete ich Dir die Ankunft jenes Abgesandten, die Zeichen, woran Du ihn erkennen würdest und das Losungswort, wodurch er Dich als Einen von Fünfen erkennen sollte. Wie, wenn der Mörder dies alles benützt hätte, um sich Gustav Perriers zu bemächtigen und ihm die näheren Details unseres Geheimnisses zu entlocken! Gustav Perrier sollte uns wichtige Dokumente überbringen, eine Erbschaft von mehreren Millionen betreffend, welche Vermont in die Hände der Fünfe spielen will. Ich zittere bei dem bloßen Gedanken, daß das Auge eines Fremden, Uneingeweihten auf jene Papiere gefallen sein könnte."

„Und wenn die Polizei Jenny's Mörder entdeckt und unsere Briefe bei ihm findet?" rief Lartig. „Ich habe Dir in meinem letzten Schreiben meine Adresse wiederholt — wenn mir die Polizei an den Hals rückte!"

„Du mußt Namen und Wohnung wechseln und zwar noch heute," sagte Verdier. „Uebrigens wird man Dich hier in Paris während Deiner mehr als zwanzigjährigen Abwesenheit längst vergessen haben. Wer sucht in dem ehrbaren Niederländer Julius Thermis den einst so viel genannten und so vergeblich gesuchten Peter Lartig? Weit mehr beschäftigt mich der Gedanke an Gustav Perrier und an Jenny's Mörder."

„Vielleicht hat Perrier Dein Telegramm nicht erhalten und weiß nun meine Adresse nicht?" bemerkte Lartig. „Man muß in allen Zeitungen die Listen der in den Hotels Angekommenen durchlesen. Unter welchem Namen reiste Perrier?"

„Sein Paß ist in London auf Jordan Wild ausgestellt worden," antwortete Verdier. „Ich werde mir später die Hauptblätter heraufbringen lassen, um zu erfahren, ob ein Jordan Wild in irgend einem Hotel angekommen ist," sagte Lartig.

„Da wir mit Jenny Stall unsere Botin verloren haben, so müssen wir von nun an natürlich in persönlichem Verkehr mit einander bleiben," versetzte Verdier. „Und ich rate Dir, eine Privatwohnung, wo möglich ein ganzes kleines Haus zu mieten, unsere Zusammenkünfte in einem Gasthofe wären zu gefährlich. Auch werde ich Dir einen neuen Paß unter einem anderen Namen anfertigen. Morgen wirst Du in irgend einen reichen Holländer umgewandelt sein."

Ein kräftiger Zug an der Glocke des ersten Zimmers unterbrach das Gespräch der beiden Männer. „Wer mag das sein?" rief Lartig Seit Deiner Erzählung liegt mir die Furcht in allen Gliedern. Verdier erhob sich lebhaft.

„Wenn es Gustav Perrier wäre?" sagte er.

Diese Vermutung bewog Lartig, rasch in das Zimmer Nummer 17 zurückzukehren und die Eingangsthüre zu öffnen. Ein ihm gänzlich fremder, junger Mann, — Moritz Vasseur — stand an der Schwelle. Lartig betrachtete ihn einige Augenblicke lang mit mißtrauischen Blicken.

„Wen suchen Sie?" fragte er dann langsam und zögernd.

„Herrn Julius Thermis!" erwiderte Moritz mit sicherer Stimme.

„So ist mein Name — doch begreife ich nicht —"

„Sie sollen mich sogleich verstehen, Herr Thermis. Ich komme im Namen von Fünf-vier, des Abgesandten aus London."

Lartig zuckte sichtbar zusammen und trat etwas zurück, um den jungen Mann in das Zimmer einzulassen.

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?" fragte er, seinem Besucher einen Sitz anweisend.

„Die Angelegenheit, welche ich mit Ihnen zu verhandeln habe, ist eben so wichtig, als sie geheim gehalten werden soll," sagte Moritz statt einer Antwort. „Kann man hier ohne Furcht vor fremden Ohren sprechen?"

„Besser ist es, wenn wir in mein Schlafzimmer treten," erwiderte Lartig. „Ich bitte Sie, mir zu folgen."

Als Moritz die Schwelle des zweiten Zimmers überschritt und den Mann im Priesterrocke erblickte, fuhr er heftig zurück. Lartig bemerkte das und beeilte sich hinzuzufügen: „Dieser Herr ist ein Freund von Fünf-vier und kennt alle seine Geheimnisse. Sie können deshalb den Zweck Ihres Besuches unbesorgt vor ihm auseinandersetzen."

„Also darf ich wohl annehmen, daß auch dieser Herr zu dem Bunde der Fünfe gehört?" — Nun war die Reihe an Verdier, zusammenzuschrecken, wie unter einem unerwarteten Donnerschlage.

„Der Herr ist ein Abgesandter von Fünf-vier!" sagte Lartig erklärend. — Diese Worte beruhigten Verdier ein wenig, doch sie erstickten nicht das in ihm erwachte Mißtrauen.

„Warum ist Fünf-vier nicht selbst gekommen?" fragte er mit einem durchdringenden Blicke in die Augen des jungen Mannes.

„Aus dem einfachsten und triftigsten Grunde von der Welt," erwiderte Moritz mit einem eisigen Lächeln. „Fünf-vier, Mitglied des Bundes der Fünfe, liegt in diesem Augenblicke tot auf den Brettern des Leichenhauses."

„Tot —!" schrieen Verdier und Lartig gleichzeitig auf.

Moritz nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Und — wie starb er?" fragte Verdier nach einer Pause.

„Er wurde ermordet."

„Auch er — Jenny nicht allein!" rief Verdier schaudernd.

„Und wer ist der Mörder?"

„Ich bin es!" erklärte Moritz, während er sich vor den beiden Männern verbeugte.

„Elender!"

Im nächsten Augenblicke waren die Läufe zweier Revolver gegen Moritz Vasseurs Brust gerichtet. Aber er zuckte mit einer sorglosen Miene die Achsel. „Sie wollen mir bange machen!" sagte er. „Diese Bemühung ist vergeblich. Ich weiß sehr gut, daß Sie nicht die Dummheit begehen werden, mich zu ermorden. Vor Allem würde Sie meine Leiche hier sehr in Verlegenheit bringen. Was wollten Sie damit anfangen, wie könnten Sie die Gegenwart eines blutigen Kadavers in diesen Zimmern rechtfertigen? Auch ist zu vermuten, daß ich gewisse wichtige Papiere, die Erbschaft Armand Dharville's betreffend, bei irgend einem Notar im versiegelten Kouvert hinterlegt habe, und daß dieser Notar bevollmächtigt wäre, die Papiere den Gerichten zu übergeben, falls ich nicht mehr zum Vorschein käme!"

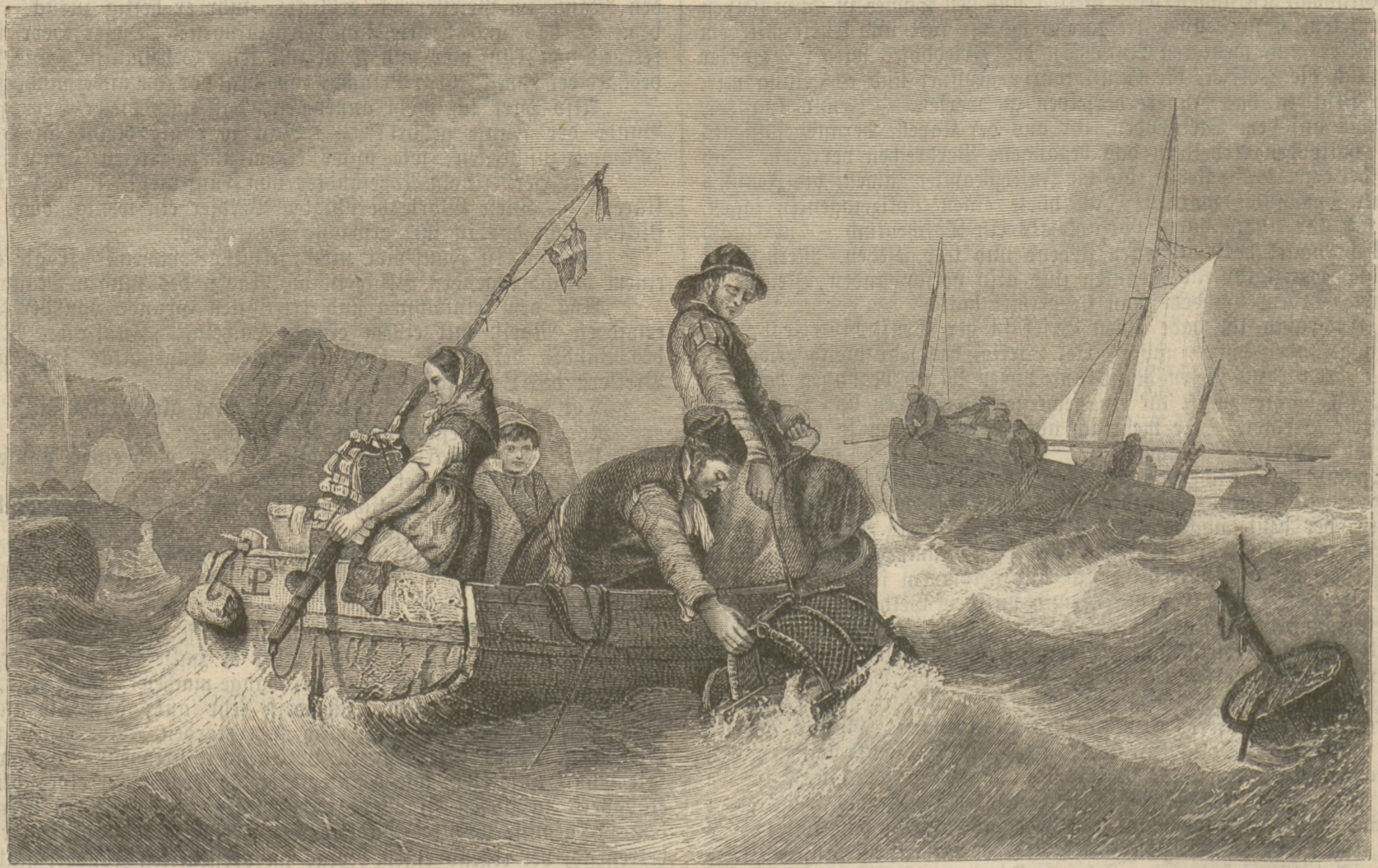
„Sie kennen also unsere Geheimnisse?" fragte Verdier in dumpfem Tone.

„So weit sie die genannte Erbschaft betreffen, ja!"

„Sie sind im Besitze der Papiere, welche Fünf-vier von London an uns überbringen sollte?"

„Sie raten sehr richtig! Und Sie wünschen wohl auch sehnlichst zu erfahren, was jene Papiere enthalten? Das soll Ihnen auch nicht verborgen bleiben, nur muß ich Ihnen zuvor sagen, wer ich bin und welchen Nutzen ich aus der Entdeckung Ihres Geheimnisses zu ziehen gedenke. Ich kam zur Welt, ich weiß nicht wo und durch wen, man verbarg mir von jeher ängstlich das Geheimnis meiner Geburt. Eine einfache Bürgersfrau zog mich groß, meine unbekannten Eltern hatten mich ihr anvertraut. Mit sieben Jahren that man mich in ein Kollegium; dort besuchte mich zuweilen eine Frau, welche sich eine Freundin meiner verstorbenen Mutter nannte und mir regelmäßig ein kleines Taschengeld zukommen ließ. In meinem zwanzigsten Jahre wurde ich aus dem Kollegium entlassen, nach glänzend beendigten Studien und mit einem weit über mein Alter hinaus gereiften Verstande. Aber wenn meine Lehrer auch alle meine Talente ausgebildet hatten, mir Achtung für Moral und Tugend beizubringen, das war ihnen entschieden mißlungen. „Lebensgenuß" hieß mein Ideal, als ich zwanzig Jahre zählte, und „Lebensgenuß" heißt es unverändert noch heute. Jedes andere Prinzip für die menschlichen Handlungen betrachte ich als eitles Hirngespinnst. Nach meinem Austritt aus dem Kollegium

war ich absoluter Herr meines Willens. Die Freundin meiner Mutter fuhr fort, mir Geld zu geben und zwar genügend, um mich zur Not durch die Welt zu bringen. Das war aber nicht nach meinem Sinne, ich wollte nicht nur leben, sondern auch gut und in Freuden leben. Mir eine Stellung in der menschlichen Gesellschaft durch ernste Arbeit zu erwerben, das ekelte mich an, denn jede Anstrengung erstickt das wahre, behagliche Genießen. Ich nützte daher nur meine literarischen Kenntnisse aus, um mir als Redakteur eines satyrischen Blattes nicht nur einen Beitrag für das materielle Leben, sondern auch freien Eintritt in die Theater, zu den Bällen und sonstigen Vergnügungen zu verschaffen. Ueberhaupt war ich nicht wählerisch, wenn sich die Gelegenheit bot, Geld zu erwerben, nur hütete ich mich wohl, so weit zu gehen, daß ein Schatten auf meine soziale Stellung fiel, mein Ruf in der Gesellschaft ist unbefleckt. Ich spielte auch und — Ihnen darf ich es gestehen, ich verstehe es, durch einige Kunstgriffe das Glück wieder zu mir zurückzuführen, wenn es mir untreu werden will. Doch das waren alles nur Notbehelfe, die mir so leidlich von einem Tag zum anderen forthalfen. Und ich dürstete nach dem Lebensgenuß aus dem Vollen und Ganzen. Ich selber wollte den Becher der



Helgoländer beim Bergen. (Mit Text.)

Freude in der Hand halten und bis auf den Grund leeren, nicht nur mit trockenem Munde warten, ob die Anderen einige Tropfen verschütteten, die dann mir zu Gute kamen. Kurz, ich wartete auf die Gelegenheit, mein Glück zu machen. Und heute habe ich, durch Entdeckung Ihres Geheimnisses, diese Gelegenheit gefunden. Ich zögerte keinen Augenblick, meinem Zwecke zwei Menschenleben aufzuopfern, ich war nur darauf bedacht, keine Spur hinter mir zurückzulassen, welche den Verdacht der Polizei auf meine Person lenken könnte. Es ist unmöglich, daß die Polizei den wirklichen Urheber des zwiefachen Mordes auffindet, welcher binnen wenigen Stunden die Neugierde der ganzen Stadt Paris beschäftigen wird. Jetzt kennen Sie mich, meine Herrn, so weit ich mich selbst kenne, ich sprach mit voller Aufrichtigkeit zu Ihnen. Ich habe den Platz des von mir beiseite geschafften Londoner Abgesandten Fünf-vier eingenommen und gedenke ihn zu behaupten, mit allen Rechten, die er mir gibt, aber auch mit allen Pflichten, die er mir auferlegt. Ich komme, um die Dokumente in Ihre Hände zu legen, die er Ihnen überbringen sollte. . . . An seiner Statt stehe ich hier vor Ihnen, meine Herrn!"

Moritz schwieg. Verdier hatte den jungen Mann, der von einem zweifachen Morde in so ruhigem, gleichgültigen Tone sprach, nicht ohne tiefes Erstaunen angehört. Lartig betrachtete den jungen Mann mit gespannter Neugierde. Er bewunderte an ihm das schöne, regelmäßige Gesicht, die blitzenden Augen, die feinen Manieren und den kühnen, unerschrockenen Geist, dessen überraschender Cynismus einen Widerhall in seinem eigenen Innern fand. Er erblickte in Moritz einen Menschen, der über das Maß des Gewöhnlichen hinausstieg, eine Art Genius des Bösen, dessen ruhige und mächtige Intelligenz mußte Wunder vollbringen können.

„Wohlan, wo sind die Dokumente?" fragte Verdier nach einer langen Pause.

Moritz zog seine Brieftasche hervor. „Hier sind zuerst die 20000 Franken, welche die von mir ermordete Frau in dem Tabernakel der Kurawieff'schen Gruft deponierte. Ich übergebe sie an Herrn Thermis Fünf-drei, für den sie bestimmt waren."

Lartig und Verdier blickten sich in wortloser Verwunderung an.

„Und hier zwei Briefe, deren ich mich bemächtigte, damit sie nicht in die Hände der Polizei fallen sollten. Der eine ist von Herrn Thermis an Fünf-zwei gerichtet, unter welcher Zahl ich vielleicht den Herrn Abt hier zu verstehen habe; der andere ist von Fünf-zwei an Herrn Thermis adressiert. Und nun geben Sie wohl acht, mit diesem dritten Papiere übergebe ich Ihnen das Dokument, welches Fünf-vier aus London brachte."

Verdier und Lartig beugten sich begierig über das Testament Dharvilles, welches Moritz vor ihnen auf dem Tische ausgebreitet hatte.

„Ah — Bermont ist ein großer Mann!" rief Verdier, als er mit dem Lesen des Dokumentes zu Ende war. „Zehn Millionen, so hoch habe ich mir die Erbschaft nicht in meinen kühnsten Träumen gedacht!'

„Nehmen Sie nun auch noch von dieser Anmerkung Kenntnis, welche Fünf-fünf, offenbar Michael Bermont, dem Testamente beifügte!" sagte Moritz mit ungetrübter Ruhe. „Ich habe diese Anmerkung sehr gut verstanden — Bermont will die Erbschaft unter den Fünfen teilen, wenn es gelingt, die zwei unbequemen Mädchen beiseite zu schaffen. Denken Sie nicht auch so, meine Herrn?"

Verdier nickte schweigend mit dem Kopfe.

„Die Idee ist gut, aber ihre Ausführung bietet einige Schwierigkeiten," fuhr Moritz fort. „Wer soll die Mädchen aufsuchen, wer bei günstiger Gelegenheit sie aus dem Wege räumen? Für Sie beide wäre das eine harte Aufgabe. Ich habe es leicht durchschaut, daß Sie sich nicht offen zeigen dürfen in Paris, daß Ihre Vergangenheit schwer compromittiert sein muß, sonst hätten Sie es nicht nötig, zu

falschen Namen zu greifen, Herr Thermis, und Sie nicht zu Verkleidungen, Herr Abt. Auch würden Sie offen mit einander verhandelt haben, statt die geheimnisvolle Korrespondenz in einer Gruft anzuknüpfen. Mit falschen Namen und Verkleidungen bleibt es aber immer eine mißliche Sache, man wagt sich damit nicht gerne in die Oeffentlichkeit, weil man die Entdeckung zu fürchten hat. Sie haben also noch einen Dritten nötig, der mit offenem Visier in der Gesellschaft einhergeht, der ohne Scheu nach den beiden Mädchen suchen kann und dem auch der Mut nicht fehlt, im günstigen Momente den Schlag zu thun, von dem die Fünf ihr Glück erwarten. Und dieser Dritte bin ich. Ich bin unverdächtig. Daß ich Mut besitze, habe ich Ihnen bewiesen. Ich bin auch ungefährlich, da Sie mich ja durch mein Eingeständnis des zweifachen Mordes an den Galgen bringen könnten, sobald ich zum Verräter an Ihnen würde. Kurz, ich bin das geeignetste Werkzeug für Ihre Pläne. Benützen Sie mich, ich stelle mich zu Ihrer Verfügung. Dem Bunde der Fünfe fehlt ein Mitglied, weil ich Fünfvier in das bessere Leben beförderte. Lassen Sie mich Fünfvier sein, geben Sie mir einen Anteil an der Erbschaft und ich will es ganz allein auf mich nehmen, alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die der Erwerbung jener Millionen noch entgegenstehen. Ich habe nun gesprochen u. erwarte Ihre Antwort!"



Die Teynkirche in Prag. (Mit Text.)

„Sie sind kühn in Ihren Ansprüchen!" sagte Verdier nachdenklich.

„Nur dem Kühnen lacht das Glück, Herr Abt!"

„Sie würden also die Mädchen aufsuchen und beiseite schaffen?" fragte Lartig.

„Ja!"

„Sie sind sehr jung!" bemerkte Verdier.

„Meine Jugend ist kein Nachteil, da sie meinen gereiften Verstand durch Mut und Thatkraft unterstützt."

„Lieben Sie die Frauen?" setzte Verdier sein Fragen fort.

„Ich habe nur eine Geliebte — und diese fast nur des guten Tones wegen. Ich werde sie augenblicklich den Zwecken der Fünfe aufopfern, wenn es nötig sein sollte."

„So recht, junger Mann!" sagte Lartig mit einem bewundernden Lächeln. „Man darf der Liebe und den Frauen keine Macht einräumen, wenn man Großes erreichen will."

„Und nun, bevor wir weiter verhandeln, möchte ich wissen, wie Sie in den Besitz unseres Geheimnisses gekommen sind!" fragte ihn Verdier.

„Sie selbst haben mir dazu geholfen, Herr Abt!"

„Ich?" rief Verdier zurückprallend aus.

„Ja, Sie ganz allein! Erinnern Sie sich, daß Sie vor neun Tagen im Walde von Vincennes einen Brief gelesen und dann zerrissen haben in ganz kleine Stückchen?"

„Ja wohl, einen Brief von Michael Bermont. Aber ich war allein."

„Vielmehr — Sie glaubten allein zu sein, da Sie kurzsichtig sind. Ich indessen habe sehr scharfe Augen und beobachtete Sie von einer entfernten Bank, nur aus Langeweile, während des Wartens auf einen Freund, mit dem ich mich dorthin bestellt hatte. Sie trugen damals keine Perücke und kein priesterliches Kleid und doch erkenne ich Sie, hauptsächlich an Ihren Augen und an der Art, wie Sie den Kopf tragen. Mich überraschte der Ausdruck Ihres Gesichtes, beim Lesen eines Briefes, den Sie in der Hand hielten. Sie gaben sich keine Mühe, Ihre freudige Aufregung, ja Ihren Jubel zu verbergen, da Sie sich unbeobachtet glaubten — und das machte mich neugierig. Ich hatte einmal in den Werken eines berühmten Schriftstellers gelesen, daß von zehn Briefen, die so sorgfältig in ganz kleine Stückchen zerrissen werden, neun irgend ein Geheimnis enthalten. Sie boten mir eine gute Gelegenheit, Herr Abt, die Wahrheit dieses Ausspruchs zu er-

proben. Ich sammelte nach Ihrer Entfernung die vom Winde auseinandergewehten Papierstückchen und als ich dann abends nach Hause kam, vereinigte ich sie mit großer Mühe, wie etwa Kinder ein Geduldspiel zusammenfügen und klebte sie auf einen Briefbogen. Hier sehen Sie, das Schreiben ist vollständig.“

„Aber ohne jede Wichtigkeit!“ sagte Verdier.

„Zuerst dachte auch ich so!“ erwiderte Moritz. „Aber gerade weil der Inhalt des Briefes nichtssagend war, konnte ich ihn nicht in Einklang bringen mit der von Ihnen gezeigten Freude und suchte einen geheimen Sinn dahinter. Ich hatte einst mit einem Freunde aus Neugierde die Korrespondenz in Chiffern, mittelst Schlüsseln und auch die sogenannte Netzschrift studiert. Ich wendete bei Ihrem Briefe alle mir bekannten Arten an — und siehe, mit der Netzschrift gelang es mir. Ich schnitt aus einem Briefbogen gleichmäßig von einander entfernte längliche Quadrate aus und legte den so zu einem Netze gewordenen Bogen auf Ihren Brief. Ich will vor Ihren Augen die Probe machen.“

Moritz breitete den zusammengefügten Brief auf dem Tische aus — der Inhalt desselben lautete:

„Lieber Freund!

Die prächtigen und dringenden Geschäfte und die Korrespondenz wegen Erbauung des Mausoleums der Grafen Kurawieff lassen mir keine Zeit. Fünf Wochen und drei Tage wird es brauchen, bis ich Amalie abholen kann. Ihr müßt Amalie zu besuchen vermeiden, denn ich glaube, euch zu sehen und mehr noch euch zu sprechen, könnte sie kompromittieren. Mein Abgesandter wird ihr einen Brief aus der Stadt London bringen. Karl wird auf seiner Besitzung binnen kurzem (so hofft er) eintreffen.

Mit vielen Grüßen Dein Dich liebender
Freund Rudolf.“

Moritz legte nun den durchlöcherten Briefbogen auf das Schreiben, welches dadurch einen ganz veränderten Sinn erhielt, da nur diejenigen Worte zu lesen waren, welche den eigentlichen Sinn ausmachten. (Diese Worte sind mit fetten Lettern gedruckt.)

„Lieber Freund!

Die **prächtigen** und dringenden **Geschäfte** und die **Korrespondenz** wegen Erbauung des **Mausoleum** der Grafen **Kurawieff** lassen mir keine Zeit. **Fünf** Wochen und **drei** Tage **wird es** brauchen, bis ich Amalie **abholen** kann. **Ihr müßt** Amalie zu besuchen **vermeiden,** denn ich glaube **euch zu sehen** und mehr noch **euch zu** sprechen, könnte sie **kompromittieren.** Mein **Abgesandter** wird ihr einen Brief **aus** der Stadt **London** bringen. Karl **wird** auf seiner Besitzung **binnen kurzem** (so hofft er) **eintreffen.**

Mit vielen Grüßen
Dein Dich liebender Freund
Rudolf.“

Moritz sagte mit einem teuflischen Lächeln: „Der Inhalt des Briefes war also folgender für Sie, Herr Abt. „Prächtige Geschäfte. Korrespondenz Mausoleum Kurawieff. Fünf-drei wird es abholen. Ihr müßt vermeiden, euch zu sehen, euch zu kompromittieren. Abgesandter aus London wird binnen kurzem eintreffen.“ Habe ich recht gelesen, Herr Abt?“

„Vortrefflich!“ rief Verdier bewundernd aus. „Sie besitzen in der That einen großen Scharfsinn.“

„Ich danke für das Kompliment!“ sagte Moritz sich verneigend. „Sie begreifen, daß dieser Brief meine Neugierde in hohem Maße erregte, daß ich die Kurawieff'sche Gruft aufsuchte, um mir einen Wachsabdruck des Schlosses zu verschaffen und mir einen Schlüssel darnach anfertigen zu lassen. Das Uebrige war dann leichte Arbeit. Ich entdeckte gar leicht das Versteck für die Korrespondenz, den Tabernakel des Altares. Ich ging nun alle Tage, Eure Korrespondenz zu lesen, welche mich über Eure Thaten und Pläne im Laufenden erhielt. Vor drei Tagen sah ich einen blonden jungen Mann die Gruft verlassen; ich konnte ihn nur für einen von den Euren halten und beschloß, mich einer blonden Perücke zu bedienen und auch eines breiten Hutes und dunkler Augengläser, wie jener sie getragen hatte, um unerkannt entwischen zu können, wenn Ihr mich überraschen solltet.“

„Sie sahen einen blonden Mann die Gruft verlassen?“ fragte Verdier lebhaft. „Es gingen dort also auch noch andere Personen aus und ein. Das ist rätselhaft, sehr rätselhaft.“

„Ich kann Ihnen zufällig den Namen jenes blonden, jungen Mannes sagen!“ bemerkte Moritz. „Ich sah ihn gestern Abend im Theater wieder und erhielt heute Auskunft über ihn. Er ist ein russischer Graf mit Namen Smoiloff —“

„Ein Russe!“ rief Verdier zu Lartig gewendet. „Wenn es ein Verwandter der Kurawieff's wäre —?“

„Es ist kaum etwas Anderes anzunehmen,“ entgegnete Lartig. „Wer sonst sollte diese lang vergessene Gruft besuchen? Jedenfalls darf ich mich glücklich schätzen, daß mich jener blonde Mann nicht im Grabmale antraf.“

„Und nun noch eine Frage,“ sagte Verdier wieder zu Moritz. „Warum haben Sie die Frau ermordet, welche uns als Botin diente?“

„O, ich hatte nicht die mindeste Absicht, ihr etwas zu leide zu thun,“ erwiderte Moritz, die Achseln zuckend. „Sie überraschte mich gestern Nachmittag, als ich eben den Tabernakel öffnete. Ich konnte mich nirgends verbergen, sie entdeckte mich und schlug in ihrem Schrecken Lärm. Was konnte ich anderes thun, als mich auf sie werfen und sie stumm machen für immer, wenn mir Euer Geheimnis nicht unbenützt entschlüpfen sollte. Ich nahm dann der Toten den letzten Brief und das Geld ab. Aus dem Brief erfuhr ich die Stunde der Ankunft des Londoner Abgesandten und daß er der Ueberbringer wichtiger Dokumente war. Die Gelegenheit lockte, ich beschloß, auch diesen Gesandten aufzuopfern. Verkleidet, wie ich noch von meinem Besuch auf dem Friedhofe war, begab ich mich auf die Landstraße nach Saint-Mandé, mietete dort einen Wagen, der vor einer Schenke stand und fuhr an den Nordbahnhof. Ich sah den Mann, den Arm in der Schlinge aussteigen und sprach das Erkennungswort zu ihm, worauf er mir ohne Bedenken folgte. Während der Fahrt vom Bahnhof in die Montorgueilstraße machte ich ihn mit einem Stilete kalt, ließ dann den Wagen halten, schickte den Kutscher mit einer Hundertfrankenbanknote zum Wechseln fort und als er wieder kam, sagte ich ihm, daß mein Begleiter schon in den Gasthof eingetreten sei. Der Kutscher setzte natürlich nicht den geringsten Zweifel in meine Aussage und fuhr dann fort mit der Leiche. Ich aber eilte nach Hause, um die Kleider und die Perücke, die ich getragen hatte, zu verbrennen und überhaupt jede Spur meiner Thaten zu vernichten. Dann machte ich meinen Morgenbesuch bei meiner Geliebten, um nicht durch irgend eine Aenderung in meinen Gewohnheiten aufzufallen. Zuletzt ging ich hieher und das Uebrige ist Ihnen bekannt.“

„Welche Thatkraft und welcher überlegene kalte Geist in so jungen Jahren!“ schwärmte Lartig. „So war ich in seinem Alter, ganz so.“

„Also wollen Sie mich zu den Ihren zählen, sind Sie zufrieden mit mir?“ fragte Moritz begierig.

„Nicht so hitzig, junger Mann!“ sagte der ruhigere Verdier. „Wir Beide haben nicht allein zu entscheiden, ob Sie in den Bund der Fünfe aufgenommen werden sollen. Michael Bermont ist das Haupt der Gesellschaft, an ihn werde ich noch heute schreiben und ihm Ihre Thaten, Ihre Eigenschaften und Wünsche auseinandersetzen und bis zu Ihrer definitiven Aufnahme in den Bund kann ich Ihnen aber immerhin aus eigener Machtvollkommenheit eine überreiche Belohnung versprechen, wenn Sie uns Ihre Dienste widmen wollen. Sind Sie damit zufrieden?“

„Vor der Hand ja, bis eine Antwort aus London eintrifft,“ erwiderte Moritz.

„Diese Papiere, die Sie uns überreicht haben, sind nur Kopien!“ bemerkte Verdier. „Warum? Wo befinden sich die Originale? Mißtrauen Sie uns?“

„Ich mißtraue Jedem, den ich nicht genau kenne,“ gab Moritz offen zu. „Die Originale der Papiere bleiben in meiner Hand, als mein Schutz, wenn die Herren mich einmal unbequem finden und mich an den Galgen schicken möchten.“

„Gut denn — ich kann Ihnen nicht Unrecht geben,“ sagte Verdier. „Nur empfehle ich Ihnen, die Schriften so aufzubewahren, daß sie nicht entdeckt werden können, was auch immer vorfällt.“

„Seien Sie ohne Sorge!“ antwortete Moritz. „Und nun habe ich um etwas zu fragen. Fürchten Sie nicht, daß die beiden Leichen im Leichenhause erkannt werden könnten?“

„Nein!“ erwiderte Verdier. „Jenny Stall war nie in Paris, außer während der letzten vierzehn Tage. Sie wohnte in dieser Zeit bei mir und ging nie ohne Schleier über die Thürschwelle. Und was Jordan Wild betrifft, so hat er diese Stadt seit zwanzig Jahren nicht mehr betreten, jede Erinnernng an ihn muß hier erloschen sein.“

„Könnte die Polizei nicht durch die Merkzeichen in der Wäsche der Toten auf irgend eine Spur geführt werden?“

„Auch das nicht, da es zu unseren Regeln gehört, Wäsche ohne alle Merkzeichen zu tragen. Sie müssen dies auch zu Ihrem Prinzip machen, junger Mann.“

„Sie haben uns noch nicht Ihren Namen gesagt!“ bemerkte Lartig.

„Ich heiße Moritz.“

„Das ist ein bloßer Taufname.“

„Ich kenne meinen Familiennamen nicht,“ erwiderte Moritz. „Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ein Geheimnis meine Geburt umgibt. Da man aber doch einen Namen führen muß, lasse ich auf meine Visitenkarten Moritz Vasseur drucken!“

„Wo wohnen Sie?“

„In der Navarinstraße Nummer 9.“

„Gut!“ sagte Lartig. „Noch heute werden Sie einige Zeilen von mir erhalten, worin ich Ihnen meine neue Adresse angebe.“

„Brauchen Sie Geld?“ fragte Verdier.

„Ja — da meine Mittel nicht weit reichen, wie Sie wissen.“

Verdier öffnete das Päckchen Banknoten, welches Moritz auf den Tisch gelegt hatte und übergab dem neuen Bundesgenossen 2000 Franken.

„Und was habe ich zu thun?“ fragte Moritz.

„Für's Erste nichts!“ erwiderte Verdier. „Wir müssen neue Instruktionen aus London abwarten. Sie werden indessen nicht lange unbeschäftigt bleiben.“

„Kann ich nun gehen?“ fragte Moritz. „Man erwartet mich im Redaktionsbureau. Ich möchte heute nicht gerne eine Aenderung in meinen Gewohnheiten eintreten lassen.“

„Adieu denn, junger Mann!“ sagte Verdier. „Und Vorsicht in jeder Beziehung.“

Lartig streckte Moritz beide Hände zum Abschied entgegen.

„Auf Wiedersehen!“ rief er herzlich. „Ich hoffe, wir werden Freunde werden, recht gute Freunde!“

(Fortsetzung folgt.)

Eine polnische Königin.

(Schluß.)

Die Gemächer, die man zur Wohnung für die Königin hergerichtet hatte, „seind alle mit köstlichen königlichen Tapezierenen von Gold, Silber, Seide und Sammet bekleidet worden“ — berichtet Martini weiter.

Zwei mächtige Triumphbogen in der Langgasse gaben mit ihren riesenhaften beweglichen Figuren, die nicht nur Verbeugungen machten, sondern sogar Gratulationsreden hielten, ein ergötzliches Schauspiel.

„Es hat,“ setzt Martini seine Beschreibung fort, „zu der Zeit auch ziemlich viel fremde Nationes unter dem Haufen Volks in der Stadt gegeben, welche bezeugt, daß in viel Jahren solches Stück weder in Italia, Frankreich noch Niederland gesehen worden, und ist hiebei insonderheit gar rühmlich zu gedenken des Wohledlen u. s. w. Herrn Nikolaus v. Bodeck, Rats- und Bauherrn, auch Kriegs-Kommissarius der Stadt Dantzig, welcher in seinen weitleuffigten Reisen und Durchwanderung vieler frembden Landtschaften und Königreichen so viel sich unter andren von der architektonischen Baukunst zu nutz gemacht hatt, daß er obgesagtes namhaftes Werk angegeben und ausgeführt hatt.“

Am 10. Februar 1646 (die Reise von Paris bis Danzig hatte sonach gerade drei Monate gewährt) traf die Königin gegen Abend in Oliva ein. Am folgenden Tage begab sie sich in feierlichem Aufzuge nach Danzig. Vor dem Stadtthore stieg sie aus ihrer Reisekutsche in den „Brautwagen“, der, nach Martinis Erzählung, „so hoch war, daß ein langer Mensch ungebückt gar wohl drein stehen können.“

Die Stadtsoldaten und die Bürgergarden bildeten Spalier zwischen den Thoren und in den Straßen, wobei sich „insonderheit der Herr Ober-Kommandeur zu Rosse in vollem Kuris und auf dem Helm mit etlichen Blättern von purpurrotem Plumage auf martialisch Art gezieret“, auszeichnete.

Auf der zweiten Galerie des zweiten Triumphbogens wurden von Musen und Nymphen ein lateinisches Loblied gesungen, „und hatte Königl. Majestät daran solch Gefallen, daß sie Befehl gab, den Wagen eine gute Weile an demselben Orte stille zu halten, wiewohl die Kälte fast unerträglich war.“

Am nächsten Tage gab die Stadt der königlichen Braut ein festliches Mittagsmahl, bei dem nach Martini „etlich hundert Speisen“ aufgetragen wurden, von denen jedoch die Königin — nach Labruyère Berichte — fast nichts genoß, weil die polnischen Brühen mit ihrer Safranwürze ihr nicht mundeten. Besonders rühmt Martini, „wie schön und köstlich das Konfekt zugerichtet gewesen, darunter allerlei Früchte, von Zucker bereitet, den natürlichen so ähnlich, als wenn sie frisch aus dem Garten kommen wären.“ Die königlichen „Hofmusici, mehrenteils Italiener, bei 65 in der Zahl“, führten während der Mahlzeit mehrere große Musikstücke auf. „Nach dem Sonnenuntergang kam das Werk der Kürschner mit einem anmutigen Aufzug auf dem Markt für königlicher Maj. Logement,“ mit Schwertern und bunten Reifen, womit sie „einen gar wunderreichen Ringeltanz durcheinander erhoben.“

Am 13. Februar wurde auf dem langen Markte eine aus zwei Mastbäumen zusammengesetzte 60 Ellen hohe Säule aufgerichtet. Auf der Spitze derselben lag ein rotes Kleid, ein grauer Hut, ein „paar gewichste Stiefeln“ und „pommeranzfarbene Strümpf,“ als Prämie für denjenigen, dem es gelingen würde, an der mit Seife bestrichenen Säule bis zur Spitze hinaufzuklimmen. Viele versuchten es, „aber mehrenteils, wenn sie mit großer Mühe und Arbeit das Mittel erreichten, fuhren sie wieder herunter, daß oftmals ein Stück der Haut von Händen und Knieen an den Pfosten kleben blieb.“ Erst am 16. morgens gelang es einem „Bordingsmanne,“ das Ziel zu erreichen.

Zu den übrigen Vergnügungen, welche die Danziger der Königin zu Ehren veranstalteten, gehörte vornehmlich die italienische Oper, die von des Königs Hoftruppe in einem dazu erbauten hölzernen Lokale mit ungemeiner Pracht aufgeführt wurde, und von 3 Uhr Nachmittags bis gegen Mitternacht währte, sodann ein kunstreiches, überaus brillantes Feuerwerk, das mit theatralischen Vorstellungen verbunden war. Auch hielten die Fischer einen festlichen Aufzug, die Kürschner erschienen mit einem „Mohrentanze,“ die Schüler der St. Marienschule führten unter Leitung ihres Konrektors eine allegorische Gratulationsszene auf, und zwei Fechtergesellschaften, die Federfechter und St. Markusbrüder, stellten den Kampf der alten Sarmaten und Gothen dar.

Die am 20. Februar erfolgte Abreise der Königin war ebenfalls von pomphaften Aufzügen begleitet. Die Musen auf der Galerie des Triumphbogens sangen Abschiedslieder, dabei „ward von oben hauffenweise herumgestreuet das wohlriechende Pulver, genannt de cypre, welches mit seinem starken Geruch die Luft fast erfüllete.“

In Warschau war der Empfang jedoch ein völlig anderer. König Vladislav, am Podagra leidend und verdrießlich, war durch die unzeitige Dienstfertigkeit des Marquis de Boisdauphin von allen den schon längst verschollenen Stadtgesprächen unterrichtet worden, mit denen sich einst ganz Paris über Mariens Verhältnis zu Cinqmars und über einen geheimen Liebeshandel, den sie mit dem Grafen Langeron unterhalten haben sollte, herumtrug, und fast schien es, als sei ihm die Vermählung mit ihr leid geworden. Sein erstes Zusammentreffen mit Marie Louise fand in der St. Johanniskirche zu Warschau statt, wohin er sich der Lähmung halber in einem Tragsessel bringen ließ und wo er, vom Schmerze gefoltert, die ihm noch gänzlich Unbekannte mit großer Unruhe erwartete. Fast zwei Stunden vergingen, ehe sie eintraf. Endlich erschien sie, ihr Mißgeschick ahnend, in Angst und Verlegenheit, warf sich dem König demütig zu Füßen, küßte ihm die Hand und erwartete ein freundliches Wort der Begrüßung. Allein der König fixierte sie mit kalten, stolzen Blicken, wendete sich sodann zu dem neben ihm stehenden französischen Gesandten, und fragte ihn halblaut und spottend: „Das also ist die bewundernswerte Schönheit, von der Ihr so viel Aufhebens machtet?“ Marie soll übrigens nach dem Berichte der Marschallin Geubriant auch gerade in diesem entscheidenden Augenblicke durch Aerger und die Reisebeschwerden bis zur Häßlichkeit entstellt gewesen sein. —

Der bereits durch Prokuration geschlossene Ehebund wurde nun vor dem Altare der Johanniskirche durch priesterliche Einsegnung bestätigt.

Darauf begab sich der König, ohne seiner Gemahlin auch nur die mindeste Aufmerksamkeit zu widmen, in seine Zimmer zurück und ließ die Gedemütigte mit ihrem Gefolge allein.

Mehrere Monate trug er die schnödeste Geringschätzung zur Schau und wich ihr aus. Erst als die Marschallin Geubriant, gegen welche die Gekränkte den Wunsch geäußert hatte, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, ihm zu bedenken gab, wie sehr er den Pariser Hof durch dieses Verfahren beleidige, änderte er sein unfreundliches Betragen und begegnete der Königin wenigstens mit gebührendem Anstande. Auch beruhigten die ihr von den Provinzen und Ständen des Reiches dargebrachten Hochzeitsgeschenke die Geldliebende so, daß sie die erlittene Kränkung schnell wieder vergaß und sich in ihrem neuen Verhältnisse glücklich fühlte.

Ihre Ehe blieb kinderlos, und schon 1648 raubte ein früher Tod ihr den Gemahl und zwar zu einer Zeit, als sie selbst krank darniederlag und bereits vom Leben und von ihren Freundinnen Abschied genommen hatte. Sie genas indessen wieder, und Vladislavs Bruder, Johann Kasimir, bot der königlichen Witwe, die ihm teils durch ihren Einfluß auf die Großen des Reichs, teils auch durch die Reichtümer bei seiner Thronerwerbung sehr nützlich werden konnte, die — ohne Weigerung angenommene Hand.

Johann Kasimir wurde einstimmig zum König erwählt und feierte schon nach wenig Tagen seine Vermählung mit seiner Schwägerin.

In vollem Maße erlangte Marie nun das, wonach ihr unruhiger, Veränderung liebender Geist unter Vladislavs kräftiger Regierung vergebens gestrebt hatte, — mitwirkenden Einfluß auf die Regierung, da der neue König, der Bequemlichkeit und Ruhe liebte, mit geduldiger Nachgiebigkeit ihr zuletzt dieselbe ganz überließ.

Segen ruhte jedoch nicht auf ihrem Walten. Fortwährende Kämpfe mit den Tataren, Kosaken und Russen verheerten die südlichen Provinzen des Reiches, während die nördlichen unter der blutigen Geißel des wieder begonnenen Krieges mit Schweden seufzten. Auch der mit so beträchtlichen Aufopferungen erkaufte Frieden zu Oliva (1660) stellte nur auf dieser einen Seite die Ruhe wieder her, die im Innern des unglücklichen Staates durch den Ungehorsam des Adels, die Kabalen der stürmischen Reichstage und die gänzliche Zerrüttung der Finanzen fast noch empfindlicher gestört wurde. Die lauteste Klage führten die schwer bedrückten Polen über die Herrschsucht der Königin, über ihre unersättliche Habgier und ihre Vorliebe für die Franzosen. Vor allem beschwerte man sich über die Intriguen und Machinationen, wodurch sie, da auch ihre zweite Ehe kinderlos geblieben war, bei der zunehmenden Schwäche ihres Gemahles, die Wahl eines französischen Prinzen zum einstigen Erben der Krone, noch bei Lebzeiten des alten Königs, zu bewirken suchte. — Sie hatte jedoch den Verdruß, diesen Plan, der sie noch auf dem Krankenbette angelegentlichst beschäftigte, völlig scheitern zu sehen, und man glaubt, daß die abschlägige Antwort, die ihr der litauische Krongroßfeldherr Peck, den sie um sein Mitwirken ersucht hatte, auf eine nicht schonende Weise zu teil werden ließ, ihre Krankheit sehr verschlimmert habe. Ein Schlagfluß endete am 10. Mai 1667 ihr unruhvolles, abenteuerliches Leben. —

Ein Jahr nach ihrem Abscheiden (1668) legte Johann Kasimir die ihm zu schwere Königskrone, die er nicht allein tragen mochte, freiwillig nieder und trat in den geistlichen Stand zurück. Er begab sich nach Frankreich und starb dort 4 Jahre später (1672) als Abt von St. Germain und Nevers.

Trauer.

Schaue nicht den Silberglanz
Ueber Wald und Aue,
Wenn ich, traumverloren ganz,
Mond in's Antlitz schaue.

Höre nicht den Amselschlag,
Nachtigall nicht schlagen,
Wenn die Lüfte von dem Hag
Sang herübertragen.

Ach und nicht das frische Grün
Kann mich fröhlich machen,
Nicht, wenn sie zum Walde zieh'n,
Jauchzend und mit Lachen!

Denn ich mag zum stillen Grab
Meinen Schritt nur lenken;
Daß ich Dich verloren hab',
Kann allein ich denken!

Franziska Apel.

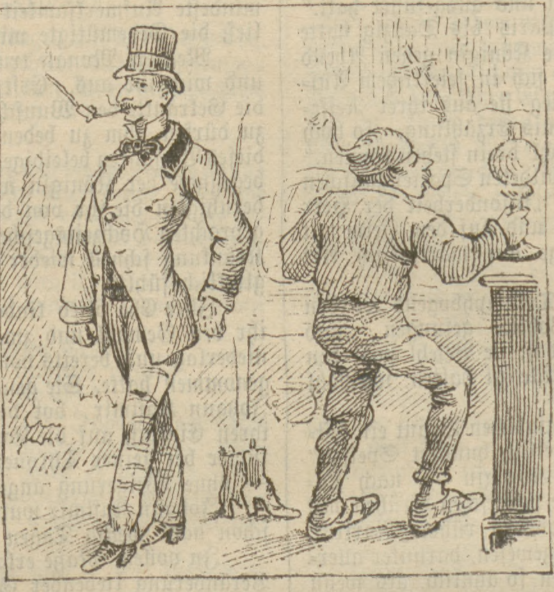
Unsere Bilder.

Aus der Via mala. Die Via mala im Kanton Graubünden, welche an der furchtbaren, tief eingeschnittenen Schlucht des Rheins hin als eine überaus kühne Kunststraße von Thusis in das Schamser-Thal und zu den Alpenübergängen des Splügen und Bernhardin führt, ist eine der großartigsten Naturszenerien in den Alpen, und ihr Besuch hinterläßt unvergeßliche Eindrücke. Von Thusis südwärts wandernd, biegt man in das wilde schaurige Thal ein, welches sich immer mehr verengt und den Charakter imposanter Großartigkeit und ernster Erhabenheit einnimmt. Rechts und links starren geborstene Felsen, 400—500 Meter hoch empor, und drunten an der Sohle der düsteren Schlucht donnert der Rhein, und an den Hängen dieser Felsen hin hat der Mensch diese nur 24 Fuß breite Straße gebaut, die bald in den Felsen gesprengt, bald hoch aufgemauert und mit kühnen Brücken über die tiefe gähnende Schlucht geführt ist. Diese interessante Alpenstraße wurde schon im Jahr 1470 begonnen, aber erst in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts mit unsäglichen Mühen vollendet und ihr Unterhalt erfordert noch heute bedeutende Kosten. Kein Reisender, welcher in diese Gegend kommt, versäumt den Besuch der Via mala, deren überraschender Wechsel von hellem Tageslicht und schreckhaft düsterem Grauen ganz unvergeßliche Erinnerungen hinterläßt. Unser Holzschnitt gibt eine Ansicht von der sog. ersten Brücke bei dem Hofe Rongelta oder Rungaila, welche, im Jahr 1738 erbaut, über den Rhein führt, welcher in einer Tiefe von 129 Fuß durch sein steiniges Bett hintost und über welchen dann noch zwei weitere schöne Bogenbrücken über den Fluß führen, ehe man aus der furchtbaren Schlucht heraus tritt und sich dem friedlichen mattenreichen Schamserthale nähert. O. M.

Helgoländer beim Bergen. Die deutsche Insel Helgoland, im Besitz Englands, ist ein einsamer Punkt inmitten der grünen Fluten der Nordsee und bildet ein in die Länge gezogenes Felsendreieck von etwa einem halben Quadratkilometer Grundfläche, dessen höherer Teil, das Oberland oder die „Klippe", sich ungefähr 50 Meter über den Meeresspiegel erhebt und mit dem Unterland durch eine Straße und eine hölzerne Treppe von 190 Stufen verbunden ist. Die Klippe ist schön mit Gras bewachsen und besteht aus einem dunkelroten, von Thon- und Mergelschichten durchzogenen Sandstein, welcher auf einem weit ins Meer hinaus sich erstreckenden Kreidefelsen (den „weißen Klippen') aufgelagert ist und an dessen Fuß der lange sandige Streifen des Unterlandes hinzieht; daher der Spruch: „Grün ist das Land, rot ist die Kant, weiß ist der Strand; das ist die Flagge von Helgoland." Die etwa 2000 friesischen Bewohner der Insel, ein stattlicher Menschenschlag, sind teils Schiffer und Lotsen, teils Fischer und nähren sich von Seehundsjagd, Fischfang und dem Fremdenverkehr, der im Sommer sehr bedeutend ist, denn seit im Jahr 1826 hier ein Seebad eingerichtet wurde, ist Helgoland immer von einigen Tausend Fremden besucht. Die Ernte des Meeres an Delphinen, Makreelen, Seezungen, Schellfischen, Dorschen, Hummern u. s. w. ist nicht unbedeutend; außerdem aber spülen die Wogen gelegentlich auch die Trümmer gestrandeter Schiffe an der Insel an und die kühnen tüchtigen Helgoländer Seeleute, Mann und Weib, sind in der Bergung solchen Strandgutes nicht ungeschickt. Unser vorstehender Holzschnitt veranschaulicht sie bei dieser Beschäftigung. O. M.

Die Teynkirche in Prag. Unter den Hunderten von Kirchen zu Prag, der herrlich gelegenen Königsstadt, ist nächst der Domkirche die Teynkirche, von welcher wir vorstehend eine Holzschnittansicht geben, die berühmteste, schönste und auch historisch interessanteste. Nur schade, daß der Eindruck, welchen dieser stattliche alte Bau machen würde, so sehr beeinträchtigt wird durch die Anbauten, welche die Vorderfront ganz verdecken, so daß man von dieser nur den Giebel und die beiden stattlichen Türme sieht. Die Teynkirche ist eine der ältesten Bauten Prags, entstanden aus der Kirche eines Marienspitals für fremde Kaufleute, welches zu Anfang des 12. Jahrhunderts hier stand. Im Lauf des 12. Jahrhunderts entstand daraus die Teynkirche, die im 14. Jahrhundert bereits eine der vier Hauptpfarrkirchen der Altstadt war, worin die berühmtesten Theologen jener Zeit predigten. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts unternahmen die deutschen Kaufleute, welchen Prag den besten Teil seiner Zivilisation und öffentlichen Bauten verdankte, den erweiterten Neubau der Kirche, deren Vollendung jedoch der Ausbruch des Hussitenkriegs unterbrach. Die Teynkirche ward nun die Hauptkirche der sog. Utraquisten oder Calixtiner, d. h. der gemäßigten Partei der Hussiten, und blieb es bis 1621. Sie wurde 1463 vollendet unter Georg von Podiebrad und erhielt an der Giebelfront eine Statue desselben und darüber einen riesigen Kelch von vergoldetem Kupfer, welche aber nach der Schlacht am Weißen Berge herunter genommen und durch ein Marienbild ersetzt wurden. 1679 schlug der Blitz in die Kirche und zertrümmerte das Deckgewölbe, welches später durch ein unpassendes ersetzt ward, wobei das Mittelschiff um vier Fuß niedriger eingewölbt wurde. Vom Aeußern der Kirche verdient besondere Beachtung das prächtige nördliche Seitenportal mit einem schönen alten Hautrelief, welches die Leidensgeschichte Christi darstellt. Das Innere ist reich an alten Bildwerken, z. B. einer alten gotischen Kanzel, auf welcher schon der alte Hussitenbischof Rokycana predigte, einigen Grabdenkmälern, Holzschnitzwerken, Baldachinen und Statuen, so wie an einigen guten alten Gemälden am Hochaltar und in den Seitenkapellen, und es verdient deshalb sehr den Besuch und die Beachtung der Fremden. O. M.

Humoristisches.



Gelöste medizinische Hypothese.

Der Mensch ist des Abends nicht so lang als des Morgens!

Allerlei.

— Eine arme Frau kam zu dem Herrn von H., in dessen Hause sie als Wäscherin bei großer Wäsche Hilfe leistete, und bat, ihrem Sohne doch irgend einen Dienst in einem guten Hause zu verschaffen. — „In welcher Art wünscht er denn einen Dienst?" fragte Herr von H. — „I nun," versetzte die Frau, „das ist ihm einerlei, ob er Bedienter wird, oder Hausknecht, oder Mohr."

Ein ertragreicher Berg. Im Jahre 1870 wurde berechnet, daß der Rigi jährlich von ungefähr 40,000 Personen besucht werde. Seit man die drei Rigibahnen vollendet und auf den verschiedenen Abhängen und Gipfeln des Berg-Kolosses eine Reihe von prächtigen Gasthöfen und Pensionshäusern errichtet hat, konnte die Bahnverwaltung in einer Sommersaison 129,543 Reisende, 439,860 Kilogramm Gepäck, 1,150,980 Kilogramm Frachtgüter und eine Einnahme von 636,610 Franken aufzeichnen. Die im Verlage Orell und Füßli in Zürich veröffentlichte Beschreibung des Vierwaldstättersee's fügt ergänzend hinzu, daß die Luzerner Dampfschiffe in einer Sommersaison 742,175 Personen beförderten. Von den Gebrüdern Schreiber an, welche auf Rigistaffel und Rigikulm zwei großartige Gasthöfe mit 750 Betten besitzen, bis zu den Kindern, welche Sträußchen von Edelweiß verkaufen, welche Reihe von Einnahmequellen! Wie viel mag Schiller mit seinem „Wilhelm Tell" zu diesem Wohlstande beigetragen haben? S.

— Zu Ludwig XIV. wurde ein Offizier mit einer angenehmen Siegesnachricht geschickt und bat um das Ordenskreuz des heiligen Ludwig. Der König sagte zu ihm: „Aber Ihr seid noch sehr jung." — Der Offizier antwortete: „Sire, man lebt in dem Regimente, bei dem ich stehe, nicht lange."

— Ein Herr hatte sich einen Strohhut gekauft und fragte zu Hause seinen Bedienten, wie ihm der Hut stehe. — „Prächtig," erwiderte der Gefragte, „wie aus dem Kopfe gewachsen."

Auflösung.

Wie	frucht-	bar	ist
der	klein-	ste	Kreis,
Wenn	man	ihn	wohl
zu	pfle-	gen	weiß!

Logogriph.

Links und rechts, auch oben, unten
Wird's am Korper schön sich runden,
Dem es sichern Halt verleiht.

Von zwei Zeichen drauf entbunden
Hält man 's wohl zu manchen Stunden,
Wenn zum Trinken man bereit.

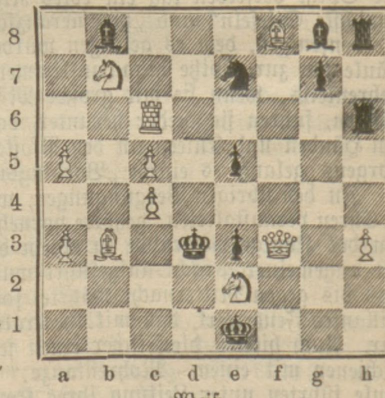
Und wenn noch sein Hauch entschwunden,
Wird's verwandt mit uns befunden
Unserm Alter oft zur Freud.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 29.

Von Fr. Schrüfer in Bamberg.
(In Nürnberg mit dem ersten Preis gekrönt.)

Schwarz.



Weiß.

Matt in 5 Zügen.

Redaktion von C. A. Pfeiffer in Stuttgart.
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.